



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

19. Jahrgang.

1917.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die Pilzfamilie.

Von Minna von Konarski.

Im Walde wuchsen zwei Pilze. Sie waren Mann und Frau und standen dicht nebeneinander, so daß sich ihre Hüte berührten. Wenn des Morgens der erste Sonnenstrahl durch die Zweige schlüpfte und lustig auf dem moosigen Grunde umhertanzte, dann wachten die Pilze auf und lachten sich einen „Guten Tag“ zu. Aus ein und derselben Wurzel waren sie hier im vorigen Jahre nebeneinander emporgewachsen und hatten ein lustiges Leben geführt. Tagaus, tagein durften sie den würzigen Waldduft schlürfen, die Sonnenstrahlen spielen und necken sich mit ihnen, und die Vögel sangen ihnen ihre schönsten Lieder vor.

Kein Wunder, daß sie sich bei dem sorglos fröhlichen Leben immer mehr entwickelten und von Tag zu Tag runder und stämmiger wurden. Dann aber waren Herbst und Winter gekommen, und es hieß schlafen gehen. Ihre schönen Kronen, die sie trugen, wurden morsch und zerfielen. Der Regen strömte daher und zerweichte das grüne, samtartige Moosgebilde, das sie wie ein warmes Futter an der Unterseite ihres Hutestragen, und zuletzt segte der Wind darüber und streute alles umher.

Es war recht traurig gewesen, aber nun war ein neuer Sommer gekommen, und es war ihnen alles wieder neu gewachsen. Da freuten sie sich ihres Lebens und ließen es sich wohl sein wie im Vorjahr. „Nur eines wünsche ich mir noch,“ sagte die Pilzfrau manchmal. „Wir sind doch recht allein, wie schön wäre es, wenn wir ein paar liebe Kinder hätten!“

Und siehe da, eines Morgens, als sie die Augen aufschlugen, stand ganz in ihrer Nähe ein winzig kleines Knöpfchen, und noch eins lugte aus dem Boden, und den nächsten Morgen waren wieder ein paar entporgeschossen, bis sich das Ehepaar von einem Dutzend junger Pilze umgeben sah.

Das war aber jetzt erst ein lustiges Wachsen und Werden, wenn auch die Eltern ihre liebe Not mit der Erziehung hatten. „Wendet euch dem Lichte zu,“ sagte die Mutter, „damit ihr groß und stark werdet! Seht ihr die Schnecke, die dort heranschleicht, und den goldgrünen Käfer? Nehmt euch in acht vor ihnen!“

Die beiden Genannten waren nähergekommen und fingen an, den jungen Pilzen allerlei Unangenehmes zu sagen: „Laßt uns doch ein wenig bei euch unterschlüpfen, ihr seid schön, und wir sind froh, so liebe Gesellschaft zu finden!“

„Nichts da!“ rief der Vater bestimmt. „Macht, daß ihr fortkommt, mit Schmeichlern wollen wir nichts zu tun haben, die saugen uns nur unsere Kraft ans!“

Als die neuen Ankömmlinge merkten, daß die jungen Pilze sich abwehrend verhielten, zogen sie scheltend davon.

„Und nun haltet euch gerade, Kinder,“ mahnte der Vater. „Wir sind aus einem vornehmen Geschlecht, aus der edlen Familie der Steinpilze.“

„Ach, es ist so langweilig, sich immer gerade zu halten,“ seufzte einer der Jüngsten.

„Wer unter den Ersten und Besten sein will,“ sagte der Vater und schaute ehrbar drein, „der hat auch die Pflicht, den anderen ein gutes Beispiel zu geben!“

„Mir ist es ganz einerlei, ob ich zu den Ersten gehöre oder nicht,“ rief vorwiegend der Zweitälteste.

„Deshalb machst du dich auch immer schmutzig,“ tadelte die Mutter, und sie sah böse dabei aus. „Wer nichts auf sich hält, aus dem wird nichts, und es kann ihm passieren, daß er zertreten wird!“

Da wurde dem Pilzbübchen angst und bange, und es nahm sich fortan in acht und hielt sich sauber. Aberhaupt wurden all die guten Lehren willig aufgenommen, denn es waren gute Kinder, die sich etwas sagen ließen und die einsahen, daß ältere Leute mehr wissen als kleine Naseweise.

So entwickelten sich die jungen Pilze immer schöner und kräftiger, und die Eltern hätten ihre reine Freude an ihnen gehabt, wenn sich nicht ein ungemütlicher Nachbar in ihren Familienkreis gedrängt hätte. Eines Morgens, als sie aufwachten, stand nämlich mitten unter ihnen ein knallroter, mit weißlichen Tüpfchen besetzter Pilz. Es war einer von den giftigen Fliegenpilzen, und die Eltern erschrakten heftig, da sie ihn gewahrten. Sie kannten die Hoffart und den dummen Dünkel dieser Familie und fürchteten für ihre Kinder den verderblichen Einfluß seiner Gesellschaft.

Der Fliegenpilz blähte sich denn auch gewaltig auf und fing sogleich zu prahlen an. „Seht die Brauwürste,“ spottete er. „Die bilden sich was ein auf ihre Tugenden und wollen mehr sein als andere Leute. Ist mir auch was Rechtes, wer so einfach gekleidet daherkommt! Aber mich seht an! Schaut die leuchtende Farbe meines Kleides, schaut, wie es mir so schön steht!“

„Wer inneren Wert besitzt,“ sagte die Steinpilzmutter zornig, „der hat nicht nötig, sich aufzudonnern. Schlichte Einfachheit ist schöner und vornehmer als Putzucht!“

Der Fliegenpilz lachte spöttisch, dann wandte er sich zu den jungen Pilzen, da die alten ihn keines Blickes mehr würdigten. „Arme Kerlchen,“ sagte er scheinheilig, „ihr tut mir leid! In eurem unscheinbaren Röckchen wird es euch schlecht ergehen. Man wird euch für etwas Beringes halten und verachten. Paßt

mal auf, wenn Menschen hierherkommen, dann werden sie mir hohe Ehren erweisen — aber euch alle werden sie zertreten.“

Die jungen Pilze weinten. Sie hatten sich doch solche Mühe gegeben, ordentlich und brav zu werden, und nun sollten sie zum Lohn zertreten werden! Die Eltern hatten ihre Not, sie zu beruhigen, es gelang ihnen schließlich auch, und als die Nacht niedersank, schliefen sie getröstet ein. —

Am nächsten Tage kamen ein kleines Mädchen und ein älterer Knabe in den Wald. Die Kinder waren lange umhergewandert, und müde setzten sie sich unweit der Pilzfamilie ins Moos. „Wenn wir nur der Mutter etwas mitbringen könnten außer den paar Beeren,“ seufzte der Knabe. „Es ist nichts im Hause als ein halber Laib Brot!“

„Ach ja,“ fiel das kleine Mädchen mit Tränen im Auge ein, „seit Vaters Tode hat die Mutter solche Sorgen, uns alle satt zu machen!“

„Na warte,“ tröstete der Knabe, „bald helfe ich mit verdienen, da sollt ihr es schon besser bekommen!“

Ein Schrei des Entzückens aus dem Munde der Schwester unterbrach ihn. Sie lief auf den Kiegenpilz zu, und leuchtenden Auges strich sie ihm über den Rücken. Der dehnte und streckte sich mit Behagen unter der weichen Berührung. „Gelt, mein Purpurmantel gefällt dir,“ schmunzelte er, „sieh mal die Perlen, mit denen er besetzt ist. Solches Gewand trägt auch nur ein König!“

Inzwischen war der Bruder herangekommen. „Am Gottes willen,“ rief er erschrocken, „Gretel, laß die Finger von dem roten Scheusal, das ist ja ein Giftpilz!“ Im Nu hatte er den Prachthans erwischt und rabebüße samt der Wurzel ausgerissen. „Wart’ nur,“ rief er zornig, „du sollst keinen mehr anführen mit deinem gleichnerischen Auseren“ — und er trat bei diesen Worten so heftig auf dem Kiegenpilz herum, daß keine Spur mehr von ihm übrig blieb.

Plötzlich gewahrte er die Steinpilzfamilie. „Da stehen ja auch eßbare Schwämme!“ rief er beglückt. „Siehst du, Schwesterchen, die wollen wir mit nach Hause nehmen! Wer die Pilzarten nicht ganz genau kennt, der soll sie allerdings alle stehen lassen! Aber diese hier sind Edelpilze. Die großen Hüte, die sie tragen, geben ein herrliches Mahl — wie wird unsere Mutter sich freuen! Wir wollen sie ganz vorsichtig über dem Boden abschneiden und ihre Wurzeln mit Moos bedecken, dann wächst ihnen das nächste Jahr alles wieder neu.“

Als die jungen Pilze dies hörten, zitterten sie ein wenig. „Nur Mu!“ tröstete die Pilzmama, „das schadet uns gar nichts, wir können schon etwas aushalten. Das schlimmste ist für uns Pilze, wenn wir zertreten werden. Gut, daß die Kinder kamen, und nun müssen wir doch nicht wieder im Herbst auf so traurige Weise unseren Schmuck nacheinander verlieren!“

„Ja,“ setzte der Pilzpapa hinzu, „bedenkt die Ehre! Merkt ihr wie man uns in der Welt achtet und schätzt, trotz unseres unscheinbaren Auseren? Seht, wie die Freunde die Wangen der Kinder gerötet hat, seht, wie sie uns leuchtenden Auges betrachten!“

Die Geschwister begaben sich ans Einsammeln, und sie gingen dabei so vorsichtig und säuberlich zu Werk, daß es jedem der Pilze nur einen kleinen Ruck gab. Als die Reihe an der Pilzmama war, da schaute sie alle noch einmal liebevoll an und rief fröhlich: „Gute Nacht denn, Kinderchen! Nun werden wir mit einer weichen, grünen Moosdecke zugedeckt, und dann heißt's schlafen. Träumt alle etwas Schönes, träumt von unserem herrlichen Walde, bis euch im nächsten Jahre die Sonnenstrahlen wecken. Dann gibt es ein frohes Wiedersehen!“

Selbstmörder in der Tierwelt.

Ein Gebiet der Wissenschaft ist so reich mit Fabeln, Legenden und oft widersprechenden Anschauungen verknüpft, wie das der Naturwissenschaft. Am umstrittensten aber ist eine naturwissenschaftliche Frage, die in letzter Zeit wieder in den Vordergrund zoologischen Interesses gezogen wurde, nämlich die Frage, ob man von Selbstmördern in der Tierwelt sprechen kann. In der Phantasie des Volkes bejaht, ist, wie A. Mitewski in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ ausführt, auch in wissenschaftlichen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß es unter den Tieren Selbstmörder gibt. Eine große Anzahl von Wissenschaftlern vertritt die Meinung, daß Tiere sich mit Vorsatz aus besonderen Gründen das Leben nehmen. Und zwar wurde behauptet, daß dieser Selbstmord in der Tierwelt nicht allgemein, jedoch bei gewissen Tierarten festzustellen sei. Eine entscheidende, allgemein gültige Antwort auf diese Frage konnte nicht gegeben werden, da einerseits die wissenschaftlich geschulten Zoologen im allgemeinen die These vom Selbstmord — allerdings nur vom bewußten, will heißen wohlüberlegten Selbstmord — ablehnen, andererseits eine Menge uns überlieferter Vorgänge aus dem Tierleben das Gegenteil zu besagen scheinen. So waren schon die Alten der Ansicht, daß Skorpione „flammmägigen“ Selbstmord verüben. Es wurde von Skorpionen berichtet, die sich, in einen Kreis glühender Kohlen gesetzt, mit ihrem eigenen Giftstachel erstachen, da sie infolge ihrer Empfindlichkeit gegen grelles Licht und glühende Hitze diesen Zustand nicht zu ertragen vermochten. Während Brehm diese Berichte als Fabeln bezeichnete, schilderte der Zoologe Viddie zum Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung das folgende Experiment: „Eines Morgens brachte mein Diener einen großen Skorpion. Ich brachte ihn unter eine Glasglocke und schob diese in den hellen Sonnenschein. Licht und Hitze waren ihm sehr unangenehm. Nun erinnerte ich mich jener alten Mär, nahm eine Lupe und richtete die Strahlen auf seinen Rücken. Sofort begann der Skorpion wütend hin und her zu laufen und in der ingrimigsten Weise zu zischen. Plötzlich hob das Tier den Schwanz und stieß sich blüh schnell den Stachel in den Rücken. Sofort quoll aus der Wunde eine Flüssigkeit, und in einer halben Minute war der Skorpion tot.“ Zur gleichen Frage erzählte der Zoologe Dr. O. J. Willz: „Eines Tages fing ich in der Nähe von Shiras ein besonders großes Exemplar des in Persien heimischen schwarzen Skorpions. Um die Wichtigkeit jener von mir für Aberglauben gehaltenen Geschichte zu prüfen, bildete ich auf meinem Hofe einen Kreis von glühenden Kohlen und ließ das Tier in die Mitte des Rannens gleiten. Es stand einen Augenblick still, lief dann einige Male im Kreise umher, stürzte wieder nach der Mitte, erhob den stachelbewehrten Schwanz und stach sich mehrmals in den Kopf; es war sofort tot.“ Auch das Rätsel des Juges zum Licht der Nachtinsekten, das Flattern der Insekten in die tödliche Flamme einer Lampe, wird in seinen Ursachen widersprechend beurteilt. Die Anhänger der tierischen Selbstmordtheorie sehen darin meist eine beabsichtigte Tötung, während z. B. der Forscher Marschall nur von einer hypnotischen Wirkung der Lichtquelle auf die zusammengesetzten Facettenaugen der Insekten spricht. Die bekannte Erscheinung des ungestümen Anfliegens der Jungvögel an Leuchttürme wird von vielen Seiten ebenfalls auf Selbstmordabsichten zurückgeführt. Auch die an unbedingte Freiheit gewöhnten Tiere, wie gewisse Vögel und Schlangen, die in der Gefangenschaft zu Tode hungern, werden vielfach bewußte Selbstmörder genannt. Marschall sucht diese Annahme zu widerlegen, indem er erklärt, daß diese Tiere Sklaven ihrer Gewohnheit sind und aus dieser Ursache zu Grunde gehen. Einige Fälle von Selbstmord von Tieren führte der Forscher Zell an: „In den Reisen und Abenteuern des „Monsieur Violet“, deren Wahrheit Kapitän Marryat verbürgt, wird von Pferden erzählt, die, von anderen tyrannisiert und von der ganzen Herde ausgestoßen, sich den Schädel an Bäumen zerstiessen. Ferner von Eichhörnchen, die zuweilen eines unter ihrer Zahl verfolgen, bis es sich selbst tötet. Ein Neufundländerhund, seit einiger Zeit sehr traurig, machte mehrmals den Versuch, sich zu ertränken, wurde aber immer wieder herausgezogen, bis ihm sein Vorhaben zuletzt doch gelang. Bekannter und verbürgter ist folgender Bericht. Der Trompeter Lamont im 7. französischen Husarenregiment hatte ein weißes Roß, das er wie einen Kameraden liebte und das ihm wohl

*) Als einen Beweis dafür, daß Skorpione unter gewissen Umständen Selbstmord verüben, kann der hier geschilderte Vorgang nicht angeführt werden. Es ist nicht zureichend festgestellt, daß der Skorpion nicht sich, sondern den Stachel treffen wollte, der ihm den Schmerz auf dem Rücken beibrachte und den er natürlich dort vermuten mußte, wo er den Schmerz fühlte. Auch das Experiment Willz beweist nicht die absichtliche Selbsttötung des Skorpions. D. Schmitt.

zehnmal das Leben gerettet hatte. Er sorgte aber auch für dieses Tier fast mehr als für sich selbst. In einem Treffen an der Donau 1809 wurde Lamont durch eine Kugel getötet. Sein treues Pferd blieb bei ihm stehen und verteidigte die Leiche, als Soldaten sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Der Kaiser Napoleon bemerkte das Getümmel und das Pferd und befahl es in Ruhe zu lassen; der nächststehende französische Posten sollte am nächsten Morgen berichten, was vorgegangen sei. General Berthier übergab am andern Tage den Rapport: Das Pferd sei die Nacht beim Leichnam geblieben. Mit Tagesanbruch habe man bemerkt, daß es ihn mehrmals umgewälzt und vom Kopfe bis zu den Füßen berochen habe. Es habe nun wohl erkannt, daß sein Herr tot sei, dumpf gewiebert, sei dann der Donau zugeeilt, wo es sich hineinsürzte und ertrank.“ (Was hier erzählt wird, braucht man aber auch nicht zu glauben. D. Schriftl.)



Der Maulwurf.

Von Helene Brehm.

Zu den Tieren, die von vielen leider immer noch, wie Kröte und Eule, als Schädlinge betrachtet werden, gehört auch der kleine Kerl in schwarzem Pezrock, der im Innern der Erde haust und als Maulwurf bekannt ist. Der Name ist aus Mull (Müll) = Staub, oder Molte = lockere Erde entstanden, und Maulwurf bedeutet Erd- oder Staubwerfer, hat also keine Beziehung zu dem, was wir unter „Maul“ verstehen.

Der kleine Wähler ist ein großer Baukünstler. Unter den Wurzeln eines Baumes oder an andern geschützten, nicht leicht sichtbaren Stellen gräbt er sich etwa $1\frac{1}{2}$ Meter tief unter der Erde eine Wohnung. Sie erinnert an einen Säulennumbau und ist mit großer Kunstfertigkeit angelegt. Von diesem Numbau aus, der mit Moos, Laub und dergleichen ausgepolstert wird, führen Röhren im Erdinnern entlang. Die Wände dieser Röhren sind fest und einsturzicher gefügt. Mehrmals geht der Maulwurf täglich auf Beute aus. In Nahrung gebracht es ihm eigentlich nie, denn im Winter legt er seine Gänge so tief an, daß er genügend Insekten, Regenwürmer und anderes Getier findet. Das, was er nicht verzehren kann, schleppt er von seinen unterirdischen Jagdgründen in seine Vorratskammer, wo er die lebende Beute zerschneidet, um sie am Entkommen zu verhindern. Außer den genannten Tieren frist er Asseln, Kröten, Blindschleichen, Schnecken, Mäuse, Engerlinge und dergleichen. Der Landwirt hat also alle Ursache, dem Schwarzrock, der ihm so fleißig bei der Sauberhaltung seiner Wiesen und Felder hilft, dankbar zu sein. Es ist bedauerlich, daß er dies immer noch zu wenig einsieht und dem Maulwurf mit Fallen nachstellt, ihm auch, die Hacke in der Hand, ansauert, um ihn durch einen wohlgezielten Schlag

zu töten. Freilich ist es unangenehm, im Frühling das sprossende Wiesengrün vom Braun unzähliger großer und kleiner Maulwurfshügel durchsetzt zu sehen, die in stundenlangem Arbeit wieder geobnet werden müssen. Höchst ärgerlich ist es auch für die Hausfrau, die sorgsam gepflegten und in Stand gehaltenen Gemüse- und Blumenbeete des Hausgartens durch Erdaufwürfungen des Maulwurfs in Unordnung gebracht zu sehen. Aber der durch den schwarzen Wähler angerichtete Schaden ist immerhin klein im Vergleich mit dem Nutzen, den seine Gefräßigkeit dem Grundbesitzer bringt. Deshalb sollte der Mensch dem Maulwurf etwas weniger eifrig nachstellen, zumal dieser außerdem auch noch von Storch, Nabe und Habicht, aber auch von Wiesel, Iltis und Igel verfolgt wird.

Das schwarze, sammetweiche Fellchen des Maulwurfs war zeitweise ein als Mantelfutter sehr begehrter und teuer bezahlter Handelsartikel. Wenn man bedenkt, daß das ganze Tier nur etwa 15 Zentimeter lang ist, so ist zu bedauern, daß so viele nützliche Geschöpfe einer Modorheit geopfert wurden. Da man früher einzelne Körperteile des Maulwurfs für heilkräftig hielt, so war auch dies eine Ursache für die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war.

Abrigens ist er selbst ein raubgieriger, streitsüchtiger Geselle. Trifft er auf einen Stammesgenossen, so entbrennt sofort zwischen ihnen, wie bei den Hamstern, ein Zweikampf, der nur mit dem Tode des Unterlegenen endet, der dann sogar vom Sieger noch aufgefressen wird. Der Geruchssinn des Maulwurfs ist sehr scharf entwickelt, ebenso das Gehör. Doch sind die Ohren nicht sichtbar, da sie keine Ohrmuschel haben. Weniger scharf sind die Augen, was bei einem meist in Dunkelheit lebenden Geschöpf nur natürlich ist. Die Auglein sehen wie ganz kleine schwarze Perlen aus und liegen tief in den langen Haaren des Pelzes versteckt. Sie können aber auch durch besondere Muskelanlage vom Tier hervorgeschoben werden. Seinem Aufenthalt in engen, unterirdischen Gängen ist auch sein langgestreckter, walzenförmiger Körper angepaßt, an dem vier nur kurze Beinchen sitzen. Die Vorderfüße sind dagegen verhältnismäßig groß und ganz zum Graben eingerichtet. Sie erinnern an Hände, besonders, weil sie nackt und fleischfarbig sind. „Über Tage“ kann der Maulwurf sich nicht so schnell fortbewegen wie in seinen Laufgängen.

An dem Maulwurf knüpft sich mancherlei Aberglaube. In vielen Gegenden bedeutet es nach dem Volksglauben einen Todesfall in einer Familie, auf deren Grundstück ein Maulwurf „nach außen“, d. h. nach dem Wege oder der Grenze zu geworfen hat. Wirft er „nach innen“, also vom Wege ab, oder einem Gebäude, einer Mauer und dergleichen zugekehrt, so soll familienzuwachs in Aussicht stehen. Bekannt ist das Rätsel: „Welcher Wurf tut keinem weh?“ Und spaßig ist es, daß manchmal jemand, der sich besonders fein und vornehm ausdrücken will, meint, er müsse statt Maulwurf „Mundwurf“ sagen.

Knacknuß.

Aus den gewiß den meisten bekannten Bauwerken auf den 6 Bildchen sind die Namen der Städte zu bestimmen, in denen sich diese Bauwerke befinden. Die Namen der Städte sind dann in der Reihenfolge der Bilder untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß eine senkrechte Buchstaben-Reihe einen deutschen Fluß ergibt.

Die ersten zwanzig Einsender der richtigen Lösung sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustr. Kinder-Zeitung“ genannt werden. Lösungen, die nach Donnerstag dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.



Vogelgeschichten.

Eine Woche lang hatte die Tochter des Hauses das hilflos und nackt im Rinnstein gefundene Vögelchen gepflegt, da wurde an dem werdenden Gabelschwänzchen erkennbar, daß es ein Schwalbchen ist. Nach knappen weiteren zwei Wochen flog es zum ersten Male hoch ins Freie, aber nicht auf Nimmerwiedersehen, sondern nach wenigen Minuten kam die Schwalbe zurück auf den ausgestreckten Finger der Hand, von wo sie abgeflogen war, leuchtenden Auges, immer noch die Flügel leicht schwingend und lieblich zwitschernd, als ob sie erzählen wollte: „Ich bin aber weit fortgewesen, da oben ist es wunderschön.“ So tat sie es oftmals, drei Wochen lang, und genau kannte sie ihre Pflegerin aus einem Kreise von zwölf Personen heraus und flog stets nur auf ihren Finger, wenn auch alle Anwesenden den Finger ausstreckten. In der zweiten Septemberhälfte aber, als die meisten andern Schwalben aus jener Gegend schon abgezogen waren, reiste langsam auch in ihr der Entschluß zur Abreise. Denn öfter schloß sie sich jetzt den letzten Nachzügler hoch oben in der Luft an, um sich einzufügen, am 25. September blieb sie sogar über Nacht fort und am folgenden Tage besuchte sie das Haus zum 1. Male. Wohl war sie am 27. September noch einmal, tief fliegend, im Garten zu sehen, denn als schwarzweiße Mehlschwalbe war sie leicht von den übrigen, die sämtlich Rauchschwalben waren, zu unterscheiden. Dann aber sah man sie nach dem fernem Süden verschwinden. Im nächsten Frühjahr wurde einmal an ihrem ehemaligen Sitzplatz im Zimmer eine Visitenkarte vorgefunden, auch oft ein Schwalbenpaar tief fliegend beobachtet, wer aber kann behaupten, schließt der Bericht in der „Ornithologischen Monatschrift“, daß eine davon das mit größter Mühe aufgezogene Schwalbchen sei? Nun, eine Gewißheit gibt es dafür nicht, aber doch eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit auf Grund früherer Untersuchungen, da diese außer beim Storch gerade beim Schwalbchen mehrjährige Nesttreue und Gattentreue bewiesen haben. Und außerdem liegt auch ohne den Ringversuch ein neuer Beweis für diese Heimatliebe vieler Vögel in einer Finken-geschichte, die zufällig an derselben Stelle erzählt wird. Hier war es ein Buchfink, der gleich jener Schwalbe in vollkommener Freiheit gezähmt war, der sogar freiwillig einen seiner ersten Ausflüge vom Nest in eine menschliche Wohnung machte, sich gern füttern, aber nur ungen in einen Käfig sperren ließ und die ihm wiedergeschenkte Freiheit damit belohnte, daß er nach drei Stunden schon wieder mit dem Schnabel von außen an das Fenster klopfte, um Einlaß bittend. Von nun an flog der Spaß für den er noch gehalten wurde, ständig durchs offene Fenster aus und ein und entwickelte sich zu einem schmucken, soliden Finkenjüngling, der jede Nacht auf der Gardinenstange schlief, den ganzen Herbst und Winter hindurch. Im Vorfrühling fing er an, seinesgleichen in der Nähe zu bekämpfen, so heiß, daß oftmals die Federn umherflogen, und eines Tages brachte er ein Weibchen mit. Dieses machte aber einen sehr langen Hals, als der junge Gemahl sich kühnlich Speisen vom nicht für ihn gedeckten Tisch holte, und wagte nur bei Abwesenheit von

Menschen, ihm dorthin zu folgen, um dann übrigens öfter zu erfahren, daß der Herr und Gebieter ihm die besten Bissen wegschnappte. Bei aller Vertraulichkeit haben die beiden nun freilich ihr Nest doch im freien an einem Akazienbaum angelegt. Oft holte das Weibchen zwei Mehlwürmer, das Männchen sogar vier solche im Schnabel für die Kleinen. Am 9. Juni verschwand plötzlich die ganze Familie, Mitte Oktober aber kam das Männchen wieder und verbrachte den Winter nicht im Süden, sondern bei den Menschen. Im Frühjahr kam auch das Weibchen zurück und betrat wieder in gewohnter Weise oft das Zimmer. Wieder wurde gebrütet, wieder verschwanden sie nach der Brutzeit, ja diesmal blieb auch über den Winter der Hahn aus, kam aber im dritten Jahre, 1916, abermals zurück und wurde bald wieder vertraut, wenn er auch anfangs verschüchtert erschien, als ob fremde Leute ihn der Heimat entfremdet hätten. Oder hatte Frau Finken ihm einmal den Kopf zu rechtgesetzt, daß er sich mehr nach richtiger Finkenart durchs Leben schlagen solle? Jedenfalls wurde er von ihr jedesmal, wenn der „Herr Gemahl“ bei ungünstigem Wetter im Zimmer zu schlafen geruhte, pünktlich morgens um 4 Uhr abgeholt, und er war gewöhnt, in solchen Fällen, wenn er frühzeitig erwachte, am noch geschlossenen Fenster zu warten.

Ortskundige Fische.

Ein interessantes und für die Beurteilung der Tierseele wichtiges Verhalten zeigt ein amerikanischer Küstefisch (*Fundulus majalis*), den nach einem Bericht der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ ein amerikanischer Forscher S. O. Most längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Bei steigender Flut dringen häufig einzelne Tiere sogleich mit dem Wasser weiter gegen das Land vor und gelangen dabei in die vom Wellenschlag ausgewaschenen Tümpel und Mulden, die während der Ebbe vom Meere abgeschnitten sind. Die zuerst auffallende Tatsache ist, daß niemals ein Fisch die Gelegenheit noch während des Sinkens des Wasserspiegels in die offene See zurückzukehren versäumt. Und zwar prüfen die Fische während ihres Aufenthaltes in den Uferlachen, in denen sie auf Nahrungssuche ausgehen, des öfteren den Wasserstand, indem sie dem Ausfluß zuschwimmen, der ja als eine Art Wall die geringste Tiefe besitzt. Wenn hier die Wassertiefe klein geworden ist, so verlassen die Fische das Küstenwasser. Wird nun noch vorher dieser Seezugang versperrt, so suchen die sehr unruhig gewordenen Tiere systematisch die Begrenzung des Tümpels auf allen Seiten nach einer weiteren Verbindung mit dem Meere ab. Schließlich aber machen sie sich an eine Landwanderung und zwar fast immer auf der dem Meere zugewandten Seite. Obwohl ihre Fortbewegungswerkzeuge, nämlich die den Körper und den Schwanz entlanglaufenden Muskelpartien, ihnen nur Schlenkerbewegungen gestatten, durch die sie ganz regellos vorwärts geworfen werden und bald auf der Seite, dem Rücken und dem Bauch zu liegen kommen, halten sie die eingeschlagene Richtung auffallend scharf ein. Da die Fische, wie durch entsprechende

Verkleidungen des Gesichtsfeldes auf der Seeseite nachgewiesen ist, für ihre Ortskenntnis die Augen nicht brauchen, ist es klar, daß sie einen inneren Richtungssinn besitzen, dem sich sogar noch ein gewisses Gefühl für die Zeit des Ebbeeintrittes anschließen muß.

Innemann und Boelke.

Wir machen unsere Leser auf dies hübsch ausgestattete Büchlein aufmerksam, in dem F. A. Meyer von dem Werdegang, den Kämpfen und dem Tod der beiden deutschen Fliegerhelden der deutschen Jugend erzählt. Das Werkchen ist bei der J. Schnell'schen Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) in Warendorf i. W. erschienen und nicht teuer. Von Helden der Luft liest jeder wackere Junge gern, erst recht, wenn es sich um zwei so Berühmte wie Hauptmann Boelke und Oberleutnant Innemann handelt! In einer Einleitung schildert Meyer die Eroberung der Luft durch den fliegenden Menschen und die deutschen Luftschiffe und Flieger im Kriege.

Suchbild.



Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Der erste Teil betrug 8, der zweite 12, der dritte 5 und der vierte 20 Nüsse. $8 + 2 = 10$; $12 - 2 = 10$; $5 \times 2 = 10$; $20 : 2 = 10$.

Richtige Lösungen fanden ein: Karl Adam, Karl Arnold, Kurt Berg, Agnes Bleichenbach, Fritz Bonnassch, Luise Bütt, Allan Darré, Walter Degen, Erna Dienstbach, Hans Diez, Albrecht Gruber, Christian Hansen, Elisabeth Hand, Mathilde Jung, Eilfriede Kalbher, Bernhard Karl, Oskar Keller, Auguste Krenker, Hubert Krier, May Lang, Käthi Pfister, Nenny Pfusch, Wilhelm Pitz, Helene Ratner, Theo Ratner, Richard Rosa, Helene Röder, Hans Schaefer, Marie Stemmler, Hans Struck, Walter Wels, Röschen Werner, sämtlich in Wiesbaden, sowie Karl Rupp jr. in Biebrich a. Rh., Paul Kleber in Erbenheim, Elisabeth W. derling in Erbach a. Rh., Annemarie Simon und Hans Groth in Geisenheim.